

wollte: Der westfränkische Siedlungsraum kann heute nur unter Prüfung der aktuellen französischen ›Raumforschung‹ wissenschaftlich erhellt werden. – Nachdem die NS-Zeit vielfach von einem Mythos des Raumes infiziert war, wäre bei der Darstellung der Landeskunde im 20. Jahrhundert eine klärende Abgrenzung nach wie vor hilfreich.

Der Verfasser hat ein wichtiges Werk im Sinne einer Zusammenfassung und Übersicht vorgelegt. Von dem jetzt erreichten Stand aus werden Wünsche und Erfordernisse deutlich, die vermutlich einmal zu einer Neubearbeitung in zwei Bänden – ggf. als Gemeinschaftswerk – führen dürften. Für alles, das noch der Bearbeitung harret, möchte man Autor und Verlag Mut und Ausdauer wünschen.

*Karl Pellens*

JOSEF MASS: Das Bistum Freising im Mittelalter. München:ewel 1986. 430 S. mit 32 S. Abb. Ln. DM 48,-.

Das Erzbistum München-Freising bereitet das 1250. Jubiläum seiner kanonischen Begründung (739) in Freising durch den hl. Bonifatius, den Organisator der bayerischen Kirche, mit einem großangelegten Publikationsprogramm vor. Neben einer Sammlung von Lebensbildern und einem Bildband sollen chronologisch fortschreitende Bände über das Bistum im Mittelalter und in der Frühneuzeit bzw. im 19. und 20. Jahrhundert (nach der Neubegründung als Erzdiözese nach der Säkularisation) die klassische »gelehrte« Bistumsgeschichte des Benediktiners Karl Meichelbeck (1724/28) ersetzen bzw. fortführen. Die fortschreitende Spezialisierung der Forschung hat statt eines einzigen Autors eine Batterie von Schreibmaschinen in Bewegung gesetzt: Während für die Neuzeit Georg Schwaiger als Herausgeber von Sammelbänden annonciert ist, hat Josef Maß – bisher durch Studien zum Bistum in der Karolingerzeit hervorgetreten – das ganze Mittelalter übernommen. Sein Band, der die Jubiläumsreihe eröffnet, stellt sich als eine Abfolge von Bischofs-Biographien dar, präludiert von einer knappen Skizze des frühen Christentums in Bayern und einem Lebensbild Korbinians, der früher als Gründungsheliger der Diözese betrachtet worden ist. Die im Ganzen solide Erzählung, die natürlich nicht durchweg auf eigener Forschung beruht, gliedert nach bekannten Phasen der allgemeinen Geschichte. Nach dem »jungen Bistum im Werden« werden etwa die Bischöfe »in der Not der Ungarneinfälle«, »in der Gunst der Könige« des neuen ostfränkisch-deutschen Reichs mit seinem folgenreichen Reichskirchensystem vorgeführt, das in die Krise des »Investiturstreits« führte. Die Nomenklatur der Kapitelüberschriften, bis ins frühe 13. Jahrhundert aus der Reichsgeschichte entlehnt, zeigt anschließend die Bischöfe »in der Umklammerung der Herzöge«, die zwar nicht aufhörte, aber Versatzstücken aus der Kirchengeschichte – »im Schatten von Avignon« bzw. »zwischen Schisma, Konzilshoffnung und Konziliarismus – in den Überschriften weichen muß, bis endlich der »Spätherbst des Mittelalters« und damit der konventionelle Endpunkt erreicht ist. Eine Vermittlung zwischen allgemeinen Entwicklungen und Bischofs-Biographien wird nicht ernstlich versucht. Es hat keine Konsequenz für die Disposition, wenn Verf. gelegentlich betont (S. 219), daß »sich das Schwergewicht neuer geistlicher Institutionen nun von der Bischofsstadt Freising in die Bürgerstadt München« mit ihren Bettelordensklöstern und Spitälern verlagerte; der »Alltag« der Bischöfe – für die Karolingerzeit apostrophiert (71 ff.) – wird nirgends in einen Dialog mit dem Bistum, seiner Siedlungs-, Wirtschafts- und Herrschaftsstruktur gebracht, weil eben Bistum als solches in dieser Bistumsgeschichte nicht vorkommt, die damit älteren Vorbildern »geistlicher« Regentengeschichtsschreibung wie Friedrich Zöpfls Augsburger Bistumshistorie (1955/69) verbunden bleibt. Damit sind aber Ansätze der jüngeren Mediaevistik ebenso außen vor geblieben wie die theologische Rückbesinnung auf den »Pilgerweg«, den das Volk Gottes – ohne das auch ein Bischof keinen rechten Sinn macht – absolvierte, so daß offenbleiben muß, wieweit solche Geschichte »Licht auf die Gegenwart« wirft und »Wege in die Zukunft« weist, wie Kardinal Wetter im Geleitwort hofft.

*Harald Dickerhof*

WALTER BERSCHIN: Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter. Bd. 1: Von der Passio Perpetuae zu den Dialogi Gregors des Großen (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters 8). Stuttgart: Hiersemann 1986. 358 S. Kunstln. DM 198,-.

Zu lange galt in der Mediävistik die Regel: Was nicht Hagiographie ist, ist Biographie, was nicht Biographie ist, ist Hagiographie. Und da nur wenige Schriften dem Anspruch einer »echten Biographie« genügten: Individualität zu besitzen oder Erinnerungsschrift zu sein, erhielt man leicht einen guten Überblick über die Biographie im Mittelalter, während das übrige riesige Überlieferungsmaterial den »hagiographischen



Spezialisten« überlassen wurde. Jedoch läßt sich die Biographie im Mittelalter nicht so simpel spalten in »wahre« und »falsche«, in historische und legendenhafte, zumindest nicht, wenn man der Wirklichkeit des Mittelalters gerecht werden will. Es muß zu fragwürdigen Verengungen führen, wenn etwa, »weil es Wunder ja nicht gibt«, das Element des Wunderhaften oder die Symbolerzählung, eingebettet in eine Biographie, schon zur ausgrenzenden Scheidelinie der Biographie wird. Ein solches Verfahren zerschneidet alle Zusammenhänge. Und was besagt allein die *veritas historica*? Die historische Wahrheit ist nicht nur in Urkunden und Jahreszahlen zu suchen. Ist zum Beispiel die Erzählung vom Christusträger »nicht ebenso ein Zeugnis religiösen Geistes des XIII. Jahrhunderts wie die Geschichten der ersten Bettelmönche? Wäre es nicht ein Gewinn für unser Geschichtsbewußtsein, wenn wir wüßten, wann und wo durch wen die grausame spätantike Martirergeschichte von Christophorus transportiert wurde in die vertraute Symbolerzählung?« (S. 20). Längst ist neben der *veritas historica* auch die *veritas symbolica* erkannt.

Um die Biographie im Mittelalter zu erfassen, richtet so der Heidelberger Mittellateiner Walter Berschin im hier anzuzeigenden Werk den Blick auf die ganze Breite der Überlieferung. Es wird unter dem Begriff Biographie alles zusammengefasst, was es an mittelalterlicher Lebensbeschreibung im weitesten Sinne gibt: »vita, passio, gesta, legenda, teilweise auch *historiae*, *translationes* und *miracula*« (S. 21). Auf dieser breiten Basis gelingt es auch, den zweiten zentralen Begriff des Titels näher zu fassen: Epochenstil. Gibt es einen Epochenstil fürs Lateinische bei dessen ausgeprägtem normativen Charakter? Aus dem geschichtlichen Prozeß hatte sich die lateinische Literatursprache schon in der Antike herausgelöst, abgehoben von der Volkssprache. Immer wieder ist man später zu dieser klassischen Norm zurückgekehrt, so daß man heute unser Latein als »so klassisch und rein [...] wie wohl nie zuvor« (S. 28) bezeichnen kann. Dennoch gibt es einen Epochenstil des Lateinischen. »Er ist nur nicht zu finden in einer den modernen Sprachen vergleichbaren Entwicklung, die im wesentlichen irreversibel verläuft, sondern im Auf und Ab der Klassizismen und Renaissance, denen jeweils wieder eine weniger puristische Periode folgt, die nicht nur dem notwendigen Prozeß der Wortbildung freieren Raum läßt, sondern auch in Formenlehre und Syntax Ausdrucksmöglichkeiten abseits der Norm sucht« (S. 29). Berschin weist hin auf die Täler dieser Landschaft, auf das so produktive Merowingerlatein, auf das Latein des 10. Jahrhunderts, das »interessante genialische« Werke hervorbrachte, auf die philosophisch-theologische Fachsprache des Spätmittelalters, »die den Geist klassischer Latinität mit Füßen tritt«, aber in der Geschichte der Ausbreitung des Lateinischen einen Gipfel darstellt (S. 28). Hier sind wir auf dem Weg der »Lokalisierung« von Texten, wie dies die Kunstgeschichte an ihren Objekten schon leistet (S. 30). Maßstab ist die zeitypische Ausprägung. »Nicht der zeitlose Durchschnitt, sondern der geschichtliche Charakter wird gesucht« (S. 31).

Der vorliegende erste Band (der nächste wird die Merowingische Biographie in Gallien/Germanien, die Biographie in Italien, Spanien, Irland und England im frühen Mittelalter behandeln) enthält rund 180 lateinische Biographien aus dem 3. bis 6. Jahrhundert. Er beginnt mit den Martyrerakten und Passionen (S. 33–110), unter denen auch »*Quo vadis*« aus den *Passiones apostolorum* nicht fehlt, es folgen Mönchsleben zwischen Antike und Mittelalter (S. 111–191), darunter die älteste lateinische Frauenvita (Melania) und die Symbollegende vom »Heiligen unter der Treppe« (Alexius), ferner Bischofsleben der Spätantike (S. 193–266) sowie biographische Serien des 6. Jahrhunderts (S. 267–324), hier hervorzuheben die *Dialogi* des großen Papstes Gregor. Daran schließt sich für den Benutzer des Werkes eine Übersicht an, die zugleich die formgeschichtlichen Ergebnisse des Buches zusammenfaßt: Auswahl literarisch und historisch bedeutender lateinischer Biographien in Gruppen (S. 325–337). Zeittafel, das Verzeichnis der zitierten Handschriften sowie ein ausführliches Register der Personennamen runden den ersten Band ab (S. 338–358). Für eine Bibliographie wird aus Gründen des Aufbaus des Gesamtwerkes auf einen späteren Band verwiesen. (Geplant ist ebenso für einen der späteren Bände ein Register lateinischer Wörter und Junkturformen, jetzt schon für den ersten Band kostenlos erhältlich beim Seminar für lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit, Seminarstr. 3, D-6900 Heidelberg.)

Wie lesbar und nicht nur dem Fachmann zugänglich das Buch Berschins ist – und als Lesebuch ist es durchaus auch gedacht – könnte an jedem Kapitel deutlich gemacht werden. Wo immer möglich, wird von der handschriftlichen Überlieferung ausgegangen. Die Texte werden in der Regel in Originalsprache und deutscher Übersetzung vorgestellt, stilistische Untersuchung und literaturgeschichtliche Einordnung bauen darauf auf; das alles in einer lebendigen, ganz und gar nicht ermüdenden Sprache. Selbst ein einleitender Überblick über die Geschichte vom frühen biographischen Einzelwerk bis zu den Druckwerken der *Monumenta Germaniae Historica* – den man sich eher trocken vorstellt – ist geradezu spannend zu lesen. Wie Details einen Text (eine Person, eine Welt) nahebringen können, zeigt ein Blick auf das Kapitel über Augustin. »Er hatte immer Wein«, so ist die Darstellung überschrieben. Mit diesem Zitat wird Bezug



genommen auf die ›mores‹, einen der beiden Hauptteile dieser Biographie (vita et mores) aus der Feder seines Schülers und Freundes Possidius. Erzählt wird von privaten Aspekten des Lebens Augustins, so von seinen Kleidungs- und Eßgewohnheiten. Augustin speiste einfach, »semper autem vinum habebat«. Das Tischgerät war bescheiden, aber auf eines legte er Wert: Der Löffel sollte aus Silber sein. Bei Tisch wurde vorgelesen und disputiert, Klatsch über Abwesende aber duldete er nicht. »Seinen Mitbischöfen, die sich einmal darüber hinwegsetzten, sagt er, jetzt müsse entweder die Inschrift des Tisches getilgt werden [...] oder er selbst müsse gehen« (S. 229f.). Die Inschrift lautete: »Wer das Leben der Abwesenden gern schlechtmacht, wisse, daß dann auch sein eigenes Leben dieses Tisches nicht würdig ist« (S. 230). Augustin hatte keine Schlüssel, hatte keine Lust zu bauen, gab keine Empfehlungsschreiben... Alle diese Äußerlichkeiten vermitteln den Eindruck eines gesammelten Lebens, einer »Konzentration auf den Kern der Existenz« (S. 230). Vielleicht läßt sich so auch – durch Ausgrenzen bestimmter Dinge – sein enormes schriftstellerisches Werk erklären. – Das ist Darstellen nach antikem Grundsatz: »Die Gesamtanschauung kommt zustande durch ein Umschreiten der äußeren Bereiche« (Zitat W. Steidle, S. 230).

Wäre die Augustin-Vita, ein großartiges, realitätsnahes Werk innerhalb der afrikanischen Biographien, nicht auch ein Text, den man mit Gewinn in der Schule lesen könnte?

Die vorliegende historische und in grundrißartiger Form systematische Darstellung zur Literaturgeschichte des lateinischen Mittelalters in ihrer gelungenen Verbindung von Fachkompetenz und Lesbarkeit ist ein beispielhaftes Werk, auf dessen Fortsetzung man sich freuen darf. Zu wünschen wäre nur ein ›leserfreundlicherer‹ Preis.

*Theodor Klüppel*

WALAHFRID STRABO: Visio Wettini – Die Vision Wettis. Lateinisch-Deutsch. Übersetzung, Einführung und Erläuterung von (Hg.) HERMANN KNITTEL. Sigmaringen: Thorbecke 1986. 120 S. mit 8 Abb. Ln. DM 39,50.

Einen Vorklang auf das berühmte Gedicht Dantes, ja sogar die »Erste Göttliche Komödie« hat man es genannt, das große Erstlingswerk Walahfrids. Der kaum achtzehnjährige Reichenauer Mönch hatte sich eine anspruchsvolle Aufgabe gestellt. Es ging um die kunstvolle Übertragung eines Prosastücks in Verse, um die Umsetzung der von Heito niedergeschriebenen zwei Visionen, die der Leiter der Reichenauer Klosterschule, Wetti, im Jahr 824 kurz vor seinem Tod erlebt hatte. Das erste Traumgesicht kündigt Wetti den nahen Tod an. Er sucht daraufhin in Bußsalmen und in der Lektüre aus Gregors Dialogi Trost und Beruhigung. In der folgenden Vision sieht sich Wetti dann von einem Engel durchs Jenseits geführt. Er erfährt vom leidvollen Schicksal verstorbener Zeitgenossen, neben Größen des Klosters auch weltliche Herrscher unter ihnen, etwa Karl der Große oder mächtige Grafen, die der Versuchung zum Machtmißbrauch erlegen waren und nun ihre unrechtmäßig erworbenen Schätze in der Hölle wieder abholen müssen (»Hierher müssen sie kommen und sehn, daß durch Raub sie dies alles sammelten und die Schwächeren fraßen mit gierigem Maule«, V. 484f.). Er erhält jedoch ebenso einen trostvollen Blick auf das himmlische Jerusalem und die dort fürsprechenden Heiligen. Sie sind es, und unter ihnen vor allem Reichenaus Klosterpatronin Maria, die für ihn einstehen vor Gott. Sein Heil finde er, wird ihm bedeutet, wenn er seine Sünden bekenne und seine Mitbrüder eindringlich zu einem wahrhaft mönchischen Leben ermahne. Nach diesem Erlebnis offenbart sich Wetti dem Abt Heito und wenigen anderen Mönchen; in der Nacht darauf stirbt er.

Walahfrid wagt sich an die Gestaltung dieses Stoffes heran »auf Drängen«, wie es im Widmungsbrief an Grimald heißt. Hier findet sich auch ein weiterer bekannter Topos: Er weist als Begründung für sein Vorhaben auf Zweifler hin, die das alles für leere Traumgebilde (vana somnia) halten. »Träume sind Schäume«, wie die einen sagen, oder aber »Träume sind zum Aufwachen da«, wie E. Drewermann heute sagt, zum Hören, zum Ernstnehmen; die kontroversen Einstellungen dazu sind seit Walahfrid kaum verändert.

Daß es hier »Träume zum Aufwachen« sind, will Walahfrid mit seinem Werk ganz sicher unterstreichen. Er schreibt deutlich in dieser belehrenden Absicht. Er will mit der Weitergabe der Traumgesichte, ganz in der Tradition Gregors des Großen oder Bedas, aufrütteln und zu einer christlichen Lebensführung mahnen. Sein Gedicht richtet sich einerseits an die weltlichen Machthaber, klagt ungerechte Amtsführung, Bestechlichkeit und Prachtentfaltung an. Es richtet sich andererseits an die Mönche und Geistlichen, warnt vor Weltlichkeit und Habgier, erinnert an die eigentliche Aufgabe der Mönche und fordert moralische Konsequenz in ihrem Leben. Mit allem theologischen Wissen, das ihm zur Verfügung steht, und mit seinem ganzen dichterischen Können, geschult an antiken und christlichen Vorbildern, gestaltet Walahfrid so ein